

Michael Squire (Herausgeber), **Sight and the Ancient Senses**. Verlag Routledge, London und New York 2016. XIII und 313 Seiten mit 72 Abbildungen sowie 11 Tafeln.

Die hier vorzustellende Sammlung von Aufsätzen über den Augensinn ist erschienen in der von Mark Bradley und Shane Butler herausgegebenen Reihe ›The Senses in Antiquity‹, die sich mit den sensorischen Erfahrungen der Antike beschäftigt. ›Sight and the Ancient Senses‹ ist mit dreizehn Aufsätzen und 313 Seiten der bisher umfangreichste Band. Der Titel legt nahe, dass hier das Verhältnis zwischen dem Sehen und den anderen Sinnen behandelt würden, doch tatsächlich beschäftigt sich das Buch mit vielen Aspekten des Blicks und seiner Wirkung in sozialen, wissenschaftlichen, religiösen und literarischen Bereichen. Die Einleitung entwickelt eine Darstellung der verschiedenen Wirkungsweisen des Sehens.

Der Band hat drei klare Stärken: Er ist interdisziplinär angelegt, die Kapitel enthalten viele Querverweise, und es gelingt erfolgreich, den Vorrang des Augensinns in der Antike aufzuzeigen. Dieser letzte Punkt mag naheliegender erscheinen, aber die Aufsätze zeigen, dass die Rolle des Sehens noch dominanter war, als man vermuten würde. Die weit verbreitete Ansicht, dass unsere Augen das wichtigste Sinnesorgan sind, scheint sich in den antiken Theorien zur Sinneswahrnehmung widerzuspiegeln, aber Aristoteles ist der erste, der dies deutlicher formuliert (Metaph. A.1, wenn auch nicht immer folgerichtig). Der Band bietet ein sehr reichhaltiges und differenziertes Spektrum an Perspektiven zum Augensinn, aufgeteilt in philosophische (1 und 2) und mathematische Kapitel (3) sowie solche zu Kunst und Kultur (4 bis 7), Religion (8 und 11), Gedächtnis und Rhetorik (9 und 10), Christentum (11), Blindheit (12) sowie einer umfangreichen Geschichte der Optik (13).

In seinem einführenden Essay (S. 1–35) legt der Herausgeber Michael Squire die Ziele und Aspekte dar, nämlich eine tiefgreifende Darstellung desjenigen »Sinnes, den die griechisch-römische Antike über alles andere gestellt hat« (S. 1). Der Autor bietet ideenreiche und anspruchsvolle Reflexionen, die den Band in den jüngsten Trend der Geschichte der Sinne (S. 2) stellen. Die Betrachtung steht freilich vor dem zentralen Problem, dass die sensorischen Erfahrungen der Antike nicht reproduziert werden können. Der Verfasser untersucht auch verwandte Themen, etwa die Perspektive, die Physiologie des Sehens, die Wirkung der Sichtweise und anderes. Es wird natürlich auf die Unvollständigkeit der Reflexionen hingewiesen, aber tatsächlich spricht Squire sehr viele wichtige Aspekte an. Er betont zu Recht den Bedarf interdisziplinärer Zusammenarbeit zu diesem Thema (S. 6). Die Beiträge sollen provokativ und explorativ sein, um einen neuen Rahmen zu bieten. Einige Vorschläge zur Revision üblicher Deutungsmuster finden sich bereits in den vorangegangenen Bänden der Reihe, die verschiedene Forschungsparadigmen in Frage

stellen und »synästhetische Grenzen« ansprechen (S. 8). Das Werk will die Überbetonung des Sehens in der Wissenschaft (»ocularcentrism«, S. 8) auf den Prüfstand stellen und geht etwa auf Fragen ein, ob der Augensinn (wahrscheinlich) theorieüberfrachtet ist oder in wie weit Sehen und Erkennen eng miteinander verbunden sind (etymologisch und semantisch), wobei Platon als Paradebeispiel für diese Verbindung im Mittelpunkt steht (S. 14). Andere relevante Themen betreffen die Gestalt des Auges, die Gegenseitigkeit des Sehens und den Bösen Blick. Das Kapitel endet mit einem kurzen Überblick über den Band (S. 31–35).

Die ersten drei Kapitel gehören zusammen: Kelli Rudolph eröffnet das Buch mit einem Kapitel über die Vorsokratiker, gut abgegrenzt gegenüber dem zweiten und dem dritten Kapitel (s. u.). Die Autorin konzentriert sich auf verschiedene frühe Erklärungen des Sehvorgangs und wie diese die Entwicklung der nachfolgenden Sehtheorien beeinflussten. Es werden drei wesentliche Ansätze auf der Grundlage der unterschiedlich vermuteten Mechanismen beim Schauen unterschieden: die Reflektion (im Auge), die Intromission (in das Auge Eintretendes) und die Extramission (aus dem Auge Heraustretendes). Alle drei erklären, wie Rudolph zu Recht betont, die Überwindung der zwischen Auge und Objekt zu überbrückenden Distanz (S. 48). Rudolphs Analyse gibt eine sorgfältige und detaillierte Darstellung dieser Erklärungen: Die erste wird durch die Sichtweisen von Alkmaeon und Anaxagoras aus dem frühen fünften Jahrhundert veranschaulicht, die zweite durch den wenig späteren Empedokles und die dritte durch Demokrit am Ende desselben Jahrhunderts. Elemente, die genaues Beobachten zeigen, sind der Begriff der »leuchtenden« Eigenschaft (in Theophrasts Bericht zu Alkmaeon) sowie die Bedeutung des aktiven Blickens, während der Vorgang der Reflektion etwas besser von Anaxagoras erklärt wird. Auch Farbsehen wird von Letzterem diskutiert, ebenso wie von Empedokles, von dem oft gesagt wird, er habe auf Anaxagoras reagiert. Demokrits Ansatz fügt einen weiteren Begriff hinzu, nämlich die Vorstellung von Objekten ausgehender und in das Auge eindringender Abbilder. Wir sind in dieser Hinsicht wieder vom Referat bei Theophrast abhängig, und das macht es den Interpreten schwer, zumal Theophrast seinerseits scharfe Kritik anmeldet. Rudolph zitiert eine hier gewiss hilfreiche Aussage aus Vitruvs Architekturtraktat (praef. 11, 5–13), um die Vorstellung der visuellen Strahlen bei Demokrit zu belegen (S. 50 Anm. 63). Offenbar geht die dort zugrunde liegende Sichtweise von der Annahme einer Art Prägung in der Atmosphäre aus, die als Bild über Distanzen hinweg transportiert wurde. Hier weicht Rudolph (ich denke zu Recht) von der weit verbreiteten Vorstellung ab,

dass die Luft als Verzerrendes angesehen wurde; vielmehr sieht die Autorin die Atmosphäre als notwendiges Bindeglied im optischen Prozess (S. 51). Sie kommt zu dem Schluss, dass sich die zitierten Denker vor allem auf die physiologische Seite des Sehprozesses konzentrierten, ihre bahnbrechenden Versuche jedoch entscheidende Voraussetzung für spätere Modelle zur Erklärung des Sehvorgangs und seiner Bedeutung lieferten.

Im nächsten Kapitel widmet sich Andrea Nightingale der Begriffsgestaltung hinsichtlich des Sehens und konzentriert sich auf die Entwicklung der betreffenden Theorien unter Einbezug von Erkenntnis (Episteme) und Psychologie (Geist und Seele). Sie beschränkt sich auf Demokrit, Platon und Aristoteles als eher theoretischen Denkern und diskutiert Aspekte, die das Sehen mit mentalen und körperlichen Prozessen verbinden. Die von ihr betonten Schwierigkeiten betreffen unklare Elemente in der Überlieferung zu deren Darlegungen: Demokrits Materialismus führt ihn zu der Behauptung, dass Emanationen (eine Art dünner Filme, die die Form des Objekts bewahren) sich von den Dingen ablösend die Sinnesorgane erreichen, aber erst nach einem Prozess der Kompression – wie, das ist nicht ganz klar, vielleicht durch die Sonne, vielleicht als visueller Strahl. Platon schein eine aktivere Rolle des Betrachters vorzuschlagen (S. 57), aber er liefere – so meint die Autorin – wenig Aufschlussreiches zur Rolle der Sinneswahrnehmung. Aristoteles stellt die Frage, ob der Vorgang des Blickens, verstanden als Aktivierung des Sehvermögens, eine Veränderung bewirkt oder nicht (S. 64). Er benutzt diese Begriffe, um den Kontakt zwischen Objekt und Auge und die Aufnahme des Sinneseindrucks zu erklären. Die Verfasserin fragt, wie die Wahrnehmung (von Aristoteles als Veränderung aufgefasst) dann als ein Potential beschrieben werden könne, das im Auge realisiert wird, aber nicht als Veränderung. Von diesen drei kurzen Berichten trägt der erste nichts Neues bei, aber die bei Platon und Aristoteles festgestellten Probleme bieten echte Verständnisschwierigkeiten, die immer noch nicht zufriedenstellend geklärt sind.

Das dritte Kapitel von Reviel Netz und Michael Squire zum Thema Sehen und Mathematik weist auf einige schwierige Fragen bezüglich des Sehens hin, jedoch mit einem Schwerpunkt auf mathematischen Erklärungen. Die Autoren untersuchen die alten Ansichten über das Sehen als optischen Vorgang. Auch wenn in diesem Bereich Pionierarbeit geleistet wurde, bleibt noch viel zu tun. Die hier gesammelten Belege sind nicht allgemein bekannt (etwa der Traktat Über Brennspiegel des Diokles von Karystos), und einiges davon ist in griechischer und arabischer Sprache aus der hellenistischen Zeit erhalten. Spiegel wa-

ren ein besonderer Forschungsschwerpunkt in der Antike (Lichtbrechung, Spiegelung). Überraschenderweise begann man, die Phänomene der Reflektion durch geometrische Modelle mit an Euklids Vorgehensweise orientierten Winkeln zu erklären. Doch viele Passagen zu diesen Themen sind in der Überlieferung nur als Exkurse angeführt (S. 77). Ein weiterer Bereich, wo nach Erklärungsmodellen für den Sehvorgang gesucht wurde, war die Musik (Archytas). Die Verfasser weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es in der Antike nicht das Leitbild eines auf optische Phänomene spezialisierten Autors gab (S. 80). Sie kommen zu dem Schluss, dass die Optik erst sehr spät in den philosophischen Diskurs gelangte und eigentlich eher in die nachantike Welt gehöre (S. 82).

In den drei folgenden Kapiteln werden einige allgemeine Fragen zum Visuellen und seinen Elemente diskutiert. Jonas Grethlein untersucht anhand von Vasenbildern, wie das Sehen selbst in Bildern dargestellt wurde (S. 85) und fügt seiner Analyse einen Denkansatz hinzu. Es geht um die Erforschung der Reziprozität des Sehens in Bildwerken, also etwa um Darstellungen von der Blendung des Polyphem oder von Medusas versteinerndem Blick. Bilder und Dichtungen enthalten eine beträchtliche Anzahl von reziproken Vorgängen, die in diesem vierten Kapitel gut illustriert werden.

Jeremy Tanner beobachtet im fünften Kapitel das Sehen und das Malen und geht der Frage nach, inwieweit die griechische Kunst eine optische Theorie veranschaulicht. Anstatt Wahrheit und Imitation zu betrachten, will Tanner den Schnittpunkt zwischen optischer Theorie und griechischer Malerei untersuchen, mit einem besonderen Schwerpunkt auf der Szenenmalerei im Theater und auf der Schattenmalerei.

Ruth Bielfeldt versucht im sechsten Kapitel die griechische kulturelle Vorstellungswelt und deren Betrachtungsweise anhand literarischer Bilder zu untersuchen. Sie nimmt Pindar, Aristophanes und eine Reihe kleiner Werke und zeigt so einige faszinierende Sonderfälle des Blickens, wie das der Sonne oder einer Lampe zugeschriebene Sehvermögen und stellt die These auf, es habe »Objekte mit sozialer Intelligenz« gegeben (S. 139 ff.). Alle drei Kapitel beschäftigen sich mit dem Material aus kenntnisreicher theoretischer Perspektive und verdeutlichen ihre Argumentation in Text und Bild.

Aus dieser philosophischen und wissenschaftlichen Sichtweise geht der Band über zu sozialen und religiösen Zusammenhängen. Das siebte Kapitel behandelt »Blick und Tod« und versucht, die »Toten mit den Augen der Antike« zu sehen. Susanne Turner vermutet, dass die Alten

gründlich auf die »spiegelnde und [...] eindrucksvolle Wirkung des Visuellen im Angesicht des Todes« eingestimmt waren. Sie hat die Frage im Blick, ob und wie »das Sehen bei der Vermittlung des Gedankens von Tod und Sterben eine Rolle spielte« (S. 143), insbesondere auf Stelen und Grabmalen. Die Verfasserin beginnt mit der Frage, auf welche Art die Toten sichtbar sein konnten und was es bedeutete, sie zu sehen. Die grundlegende Textpassage, mit der sie beginnt, nämlich Odysseus in der Unterwelt (Od. 11, 206–208), hatte einen starken Einfluss auf die griechische Bilderwelt, wie das literarisch überlieferte Gemälde des Polygnot auf den Wänden eines Gebäudes in Delphi belegt. Die Homerstelle ist eine der frühesten Beschreibungen, wie die Toten aussahen: Odysseus beschreibt seine Mutter (soweit erkennbar) als »verfließenden Schatten oder Traumbild«. Auch die Diskussion der Begräbnisrituale beleuchtet die Bemühungen der Antike, die Toten sichtbar zu machen (Masken, Grabmale), und zwar auf dem Weg, die Verstorbenen bildhaft festzuhalten und ihrer zu gedenken. Der Beitrag kehrt kurz zu Medusa zurück (siehe Kapitel 4) und beleuchtet noch einmal die Ambivalenz ihres Blicks und Anblicks.

Verity Platt untersucht im achten Kapitel eine faszinierende Inschrift, in der ein Zenturio behauptet, »nackte Nymphen« gesehen zu haben. Die Verfasserin erachtet die Vorstellung der Gottesschau als »bedeutsam in der griechisch-römischen Praxis von Visionen und deren Vermittlung« (S. 162). Die Behauptung, Götter gesehen zu haben, mag problematisch erscheinen, aber das galt nicht für die Antike (obwohl literarische Belege zeigen, dass Menschen nie ganz sicher sein können, so Od. 13, 312–313). Die Autorin wirft eine Reihe kritischer Fragen zum Thema auf und konzentriert sich auf den »Akt der Vision« und die zahlreichen, vor allem inschriftlichen Belege für religiöse Gelübde »nach einer Vision« (κατ'ὄψιν, ex visu; vgl. Epiphanie). Die genannte Inschrift hat mehrere mögliche Lesarten: eine grobe Metapher für eine erotische Eroberung (»nymphae« kann auch junge Frauen bezeichnen), den Anspruch auf eine Belohnung für eine heroische Leistung oder eine Art Epitaph. Aufgrund dieser Optionen erklärt Platt durch mehrere überraschende Perspektivwechsel die Behauptung des Zenturio (was ich hier nicht näher erläutern kann). Die Diskussion dieses Kasus zeigt Möglichkeiten auf, diesen Fall einer Sinneswahrnehmung der Epiphanie von Nymphen zu erklären.

Es folgen Artikel über Sehen und Gedächtnis in der Rhetorik, dann über Sicht und Einsicht, wobei damit Vision, Emotion und Imagination in der antiken Rhetorik verbunden ist, bevor der Band zum Thema »Das Sehen und das Christentum«

gelangt. Dieser Beitrag untersucht das Phänomen der Schau Jesu mit dem Anspruch, Augenzeuge des Glaubens zu sein. Jane Heath untersucht darin die Bildsprache im Neuen Testament. Paulus' Rolle ist hier von Bedeutung, da er, der Jesus nie begegnet ist, behauptet, diesen gesehen zu haben, wobei er meist auf Offenbarungen mit gleißendem Licht hinweist. Die Autorin diskutiert dazu drei Beispiele. Es ist auffallend, dass das Christentum einen Platz im Band hat, aber die Verfasserin erinnert daran, dass bezeichnenderweise die Einheit von Glaube und Schau große Bedeutung hatte: Das Sehen ist in Szenen von Erkenntnis und Glauben sehr wichtig. Jesus selbst freilich wollte, dass Menschen glauben, ohne ihn gesehen zu haben.

Das aufregendste Thema bietet nach meiner Einschätzung das zwölfte Kapitel über Sehkraft und Blindheit. Nach elf Abschnitten zum Schauen und seiner Bedeutung betrachtet Lyndsay Coo die Unfähigkeit, die Welt wahrzunehmen, also die Rolle des Blinden. Über die paradigmatischen Figuren von Demodokos, Ödipus und Tiresias hinaus behandelt die Autorin das Thema der sensorischen Kompensation, das Ergebnis der Sehunfähigkeit, was zu einer Steigerung der Kapazitäten eines anderen Sinns oder zu übersinnlichen Begabungen führen kann. Es ist daher naheliegend, in den antiken Kulturen Blinde als Sänger zu finden, da sie besonders gut mit Gehör und Stimme umgehen können. Aber die Autorin beginnt mit dem Barden Thamyris in der Ilias, der den Zorn der Musen provozierte und zur Strafe »verstümmelt« wurde: Er verlor seine Fähigkeit, Lieder und Leier zu spielen. Während dieser speziellen Begriff vielleicht ursprünglich nicht die Blendung bezeichnet, berichtet die Verfasserin aus anderen Quellen, dass Tamyris sein Augenlicht verloren habe (Hesiod, Sophokles, Ps.-Euripides). Dio Chrysostomos (S. 10–11) bestätigt die gängige Auffassung, Blindheit sei Voraussetzung dafür, »Dichter zu werden« (S. 239). Dies sei eine Gabe, die »neben der oder zum Ausgleich für Blindheit« verliehen wird (S. 240). Coo vermutet auch, Blindheit sei mit »Kompetition und künstlerischem Wettstreit« verbunden gewesen. Die Autorin entwickelt weitere Gedankengänge zu Aspekten der Blindheit auf der Bühne (die Beziehung zwischen Zuschauer und Schauspieler, spezielle Masken), die aufzeigen, wie Blindheit buchstäblich anschaulich gemacht wurde. So kann der Beitrag auf engem Raum Blindheit und ihre Beziehung zu »Musik, Poesie, Gebotsübertretung, Strafe, Einsicht und Selbsterkenntnis« in einem erfassen (S. 248).

Der abschließende Essay von Mark Smith bietet Synthese und Retrospektive und löst sich gleichzeitig vom traditionellen Erzählmuster der Geschichte der antiken Optik. Als Übersetzer und Herausgeber von Alhazens *De aspectibus* (acht

Bände) ist Smith ideal vorbereitet, die Geschichte der antiken Optik über das dritte nachchristliche Jahrhundert hinaus zu erweitern, das normalerweise als deren Höhepunkt angesehen ist. Sein Bericht revidiert, korrigiert und erweitert auch die anderen Beiträge durch seine fachkundige Diskussion der wichtigsten Theorien. Er erläutert, dass bei den Sehtheorien nicht nur Emanationsstrahlen angenommen wurden, die die Augen verlassen, und stellt klar, dass schon recht früh auch die Vorstellung von Lichtstrahlen eine Rolle spielte. Erstaunlicherweise begann diese Erklärungsweise bereits mit Platon und Aristoteles (S. 251), die Farbe und Licht einbezogen. Die Vorstellung, dass die späten Platoniker von Aristoteles abgewichen seien und das Licht »nicht als Katalysator, sondern als etwas, das sich manifestiert« (S. 252), betrachtet hätten, ist zutreffend, aber man könnte hinzufügen, dass Theophrast schon etwas Ähnliches vorgeschlagen hat (wie Priscian von Lydia berichtet, Frg. 277–278 FHS&G). An und für sich ist es bemerkenswert, dass die späten Platonisten überhaupt in dieser Betrachtung eine Rolle spielen, aber sowohl der jüngste Aufschwung in diesem Bereich als auch Smiths Arbeit über einen arabischen Autor erklären das Interesse an diesen Denkern, die in der traditionellen Geschichte der Philosophie gern weggelassen werden. Die Aufmerksamkeit des Verfassers für das arabische Erbe (S. 235 ff.) zeigt, wie fruchtbar und bedeutsam ihre Beiträge in diesem Bereich waren und sind.

Es ist eine bemerkenswerte Sammlung, in der diese Aufsätze einen faszinierend reichen Blick auf das Sehen und seine komplexen Funktionen in literarischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Anwendung in einem buchstäblich interdisziplinären Ansatz bieten. Die Kohärenz des Bandes ist stark, mit vielen Querverweisen zwischen den Beiträgen und weitem Rahmen. Diese Sammlung hält, was sie verspricht, und sollte auf diesem soliden Fundament weitere Diskussionen auslösen.

Adelaide

Han Baltussen